

Schwarz und Weiß.

Ein Erlebnis eines Tierbändigers von Signor Ricardo.

Zeit mehreren Wochen war ich damit beschäftigt, zwei Thiere, die nicht allein ihrem Äußeren, sondern auch ihrer Fertigkeit und ihrem Charakter nach die stärksten Gegenstände bildeten, zu dressiren. Nämlich einen Eisbären und einen schwarzen Panther.

Ich bin ein Anhänger der sauberen Dressur, die vor allen Dingen liebevolle Behandlung der Thiere und eine durch nichts zu ersetzende Geduld verlangt.

Die Ursache zu diesem Dressurversuch war eine Wette zwischen einem Kollegen, einem Regier, und mir. Dieser Regier, ein Mann von herkömmlichem Körperbau und ebensolcher Körperkraft, dem, nebenbei bemerkt, vor mehreren Jahren eine durch Peinigungs aller Art mühelose gemachte Tigerin die rechte Wade und das rechte Auge fortgerissen hatte, war ein Anhänger der wilden Dressur, die vermittelst Gewalt ihre Erfolge erzielt.

Bei einer Zusammenkunft zwischen dem Regier und mir war nun eines Tages ein Streit über die Vortheile der beiden Dressurarten entstanden, der damit endete, daß wir eine Wette eingingen, wonach jeder von uns einen schwarzen Panther und einen Eisbären in gemeinsamer Arbeit fertig zu dressiren hätte. Wer mit seiner Aufgabe am besten auskam, sollte einen namhaften Selbstbetrag ausbezahlt erhalten.

Acht Wochen hatten wir uns Eifer gegeben, um unser Vorhaben vorbereiten zu können.

Ich hatte bis dahin noch niemals einen Versuch zur Dressur mehr eines schwarzen Panthers, noch eines Eisbären gemacht, denn Bären und Tiger, die ich zu solcher Zusammenarbeit abrichtete, waren bis jetzt meine Spezialität gewesen. Als ich daher die beiden Thiere bekam, sah ich sofort, daß ich vor einer ungemünzten schweren Aufgabe stand; denn abgesehen davon, daß ein schwarzer Panther das am Schwersten zu dressirende Raubthier ist und ein Eisbär in dieser Beziehung nicht weit hinter dem ersten rangirt, sind diese beiden Thiere in jeder Beziehung so sehr Antipoden, daß ein Aneinandergekommen derselben auf ungemein viele Schwierigkeiten führt.

Ich suchte daher einen besonders starken Käfig aus, den ich durch ein Eisengitter in zwei Abtheilungen brachte, und setzte in je einer dieser Abtheilungen die Thiere an.

Es begann ein Fauchen und Brummen und Reifen an den Ketten, welches einem Menschen, der nicht daran gewöhnt war, lässlich mit Bestien umzugehen, hätte nervös machen können. Mich jedoch ließ es kalt, und nur mein Ziel im Auge habend, hielt ich mich ruhig vor dem Käfig auf.

Ich hatte denn auch nach acht Tagen die Erlaubnis, daß die beiden Thiere eintreten sollten, um ihnen die Gabe zu machen, sich von ihren Fesseln zu befreien, um sich auf einander stürzen zu können. Theils war es die Einsicht, daß all ihre Ketten und Reifen und das Weigen in den eigenen Körper doch nichts nützen würde, theils gedachten sie sich auch mit der Zeit einigermaßen aneinander, und lagen jetzt noch brummend und fauchend und dann und wann die Zähne stechend einander gegenüber.

Ebenso ließen sie jetzt daon ab, mit den Tagen nach mir zu schlagen, wenn ich nicht näherete, um ihnen ihre Fressen zu reichen. Sie nahmen es schon von der Gabel fort, so daß ich mich entschloß, sie von ihren Ketten zu befreien. Es war ein höchst wichtiger Augenblick für mich, als die Thiere, von ihren Fesseln befreit, sich, soweit das Gitter es zuließ, einander näherten. Aus ihrem Benehmen sollte mir jetzt der Aufschluß werden, ob eine unerschütterliche Feindschaft zwischen ihnen bestehen würde, oder ob sie sich dazu eigneten, zu gemeinsamer Arbeit abgerichtet zu werden.

Ich hatte Glück. Schon nach Verlauf einer Viertelstunde konnte ich erkennen, daß besonders der Bär sich für meine Zwecke eignete. Der Panther war augenscheinlich zwar nicht so willig, wie sein Käfiggenosse, doch war ich sicher, diesen zähmen zu können.

Nach Verlauf von abermal acht Tagen konnte ich schon das eiserne Gitter aus dem Käfig entfernen. Die Thiere gingen aneinander heran, berührten sich und legten sich in verschiedene Stellungen des Käfigs. Nach mehreren Stunden kam der Bär an den Panther sogar heran, um mit ihm zu spielen, was dieser sich, wenn auch dann und wann fauchend, gefallen ließ.

Jetzt hatte ich gewonnenes Spiel und am anderen Tage ging ich zu den Thieren in den Käfig. Sie wurden allerdings etwas unruhig, als sie mich so dicht, durch kein Gitter mehr getrennt, bei sich sahen, aber sie hatten sich doch während der Zeit dadurch, daß ich sie stets gefüttert und dann und wann gestreichelt hatte, so sehr an mich gewöhnt, daß sie mich nur beschämten, aber nicht den Versuch machten, mich anzufallen. Ich kam gar nicht in die Versuchung, von meiner schweren Reitergerte Gebrauch zu machen und froh, schon so weit mit meinen Schutzbefehlungen gekommen zu sein, ließ ich mich zwischen ihnen häuslich nieder.

Von Tag zu Tag gewann ich jetzt das Vertrauen der Thiere. Sie verloren je zuweilen vor mir und wurden zuletzt so vertraulich, daß sie mich als ihren Spielkameraden betrachteten und mir in ihrem Uebermuth durch ihre Liebkosungen kleine Wunden beibrachten, die mich natürlich nicht geniren durften. Besonders der Eisbär setzte mir oft mit seinen Unarumungen heftig zu; einmal hätte nicht viel gefehlt, so hätte er mir das linke Bein zerquetscht. Im Uebrigen stand ich aber mit meinen Thieren auf sehr gutem Fuße.

Alfonso, wie der Regier, mit dem ich die Wette eingingen war, blieb, was nun nicht so glücklich mit seinen Thieren. Er hatte sie so furchtbar misshandelt, daß an eine Dressur gar nicht zu denken war. Die beiden thürmten sich allerdings unter seinen furchtbaren Peitschenhieben, daß sie schon am ganzen Körper zitterten, wenn sie ihn nur witterten. Betrotz er jedoch den Käfig, dann sprangen sie wie rasend in ihren Abtheilungen herum und versuchten auszubringen. Er war noch weit davon entfernt, die Thiere zu einander weilen zu lassen. Sie waren noch so wild, daß, wenn er die Scheidewand aus dem Käfig entfernte hätte, sie sicher aufeinander gestürzt wären, um sich zu zerfleischen.

Natürlich mußte Alfonso ebenso gut, wie weit ich mit meiner Dressur gekommen war, wie ich es von ihm wußte.

Da ich nun entschieden einen Vorsprung hatte, ich die Thiere an mich und an einander bereits gewöhnt hatte, so versuchte er mit noch brutaleren Mitteln als bisher auf seine Thiere einzurücken. Es war aber Alles vergebens. Weber sein Bär noch sein Panther wollten sich für irgend ein Kunststück abrichten lassen. Dabei schritt die Zeit immer vorwärts, und ich hatte, wie er sehr wohl wußte, bereits begonnen, meinen Thieren die erste Dressur beizubringen. Er mußte also, wollte er nicht mit aller Bestimmtheit auf eine Niederlage rechnen, andere Wege einschlagen. Und er schlug andere Wege ein.

Ich hatte bereits mehrere Male bemerkt, daß mein Panther in gereizter Stimmung war und mit den Augen funkelnd, die Ohren zurücklegend und fauchend um mich herumspaziert, wenn ich ihn veranlassen wollte, seine Kunststücke zu machen. Das wunderte mich nun allerdings nicht, denn bei der Unerbittlichkeit des Naturells eines Panthers, besonders eines schwarzen Panthers, muß man stets auf der Hut sein, da ein solches Thier jetzt vielleicht die Folgsamkeit selbst sein kann, um im nächsten Augenblick seinem Bändiger an die Kehle zu springen.

Wie gesagt, ich legte dem eigenthümlichen Gebahren meines Panthers kein Gewicht bei, bis ich auch bei dem Bären ein feindseliges Benehmen mir gegenüber bemerkte, so daß ich mich entschloß, beiden Thieren die Halsbänder, welche ich ihnen bereits seit einiger Zeit abgenommen hatte, wieder anzulegen, um sie nöthigenfalls wieder entfernen zu können.

Und es schien mir, als ob ich fast Fortschritte in meiner Dressur rückwärts machte. Die Thiere wurden immer unruhiger und misgünstiger gegen mich.

Was die Ursache dieses Benehmens jedoch war, konnte ich nicht ergründen. Da wurde mir eines Tages Alles auf schreckliche Weise klar. Von einem wichtigen Gange zurückkehrend, hörte ich, als ich mich unserer Menagerie näherte, schon von Weitem ein entsetzliches Geheul, untermischt mit den lauten Hüllersufen eines Menschen, und als ich mich eiligst dem Gebäude näherte, hörte ich mit einer der Wörtern mit der Mittelung entgegen, daß mein Panther und mein Eisbär sich auf Alfonso, als dieser zu ihnen in den Käfig gestiegen sei, gestürzt hätten.

Mit wenigen Sätzen sprang ich in den Gang, in welchem mein Käfig stand, hinein, wo sich mir ein entsetzlicher Anblick bot. Der Bär hatte, ausreicht stehend, Alfonso gepackt und versuchte, ihn an heranzuziehen, um ihn zu erdrücken. Dem widerlegte sich jedoch der Regier, indem er sich mit beiden Händen, dem Bären den Rücken lehrend, an dem Gitter festhielt. Dabei rief er laute Hüllersufe aus und meinte sich mit den Beinen gegen den Panther, der immer wieder versuchte, ihn anzufressen.

Der Direktor unserer Menagerie und mehrere seiner Leute stiegen forwärtend mit heißen Eisenstangen auf die Bestien los und vermochten wenigstens den Panther einigermaßen von seinem Opfer fern zu halten. Der Bär jedoch ließ nicht los.

Alfonso, der Panther und der Bär bluteten bereits sehr stark, so daß, wenn nicht bald für den Regier Hilfe gekommen wäre, dieser, durch den Blutverlust entkräftet, seinen Feinden unrettbar erlegen wäre.

Das Ueberalld ich sofort, als ich die Situation überblickte. Schnell ergriß ich eine schwere eiserne Stange und in nächster Augenblicke war ich im Käfig, packte mit einem glücklichen Griff den Panther am Halsband, gab ihm mit meiner Stange einen wichtigen Hieb über den Kopf und bewachte dessen augenblickliche Betäubung, um das Thier mit Nipesschnelle an seine Kette zu legen.

Der Panther war jedoch noch nicht kampfunfähig gemacht, denn er konnte trotz der Kette mit seinen Tauen an Alfonso's Bein heran reichen, das er jetzt auf entsetzliche Weise zerfleischte. Trostlos konnte ich mich nicht gegen den Panther wenden, sondern mußte den Kampf mit dem Bären aufnehmen, dem ich jetzt mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft mehrere Schläge mit meiner Eisenstange über den Kopf gab. Aber das wirkte nicht viel. Der Bär ließ nur ein unwilliges, ärgerliches Brummen hören, schnappte plöblich mit dem Munde nach der Stange und hatte sie, im nächsten Augenblicke sie mir entziehend, mit den Zähnen gepackt.

Ich stand jetzt waffenlos da. Da kam mir plöblich ein rettender Gedanke: Ein Tau her! rief ich, und im nächsten Augenblicke wurde mir eins von den kranken bestialischen Männern in den Käfig hineingeworfen.

Schnell ergriff ich das Tau und warf es dem Bär über den Kopf, dann zog ich das Ende durch den Ring, woran eine der Ketten an der Käfigwand befestigt war, und warf es zum Käfig hinaus, wo

es von dem Direktor und seinen Leuten, welche mich verstanden hatten, erfaßt wurde, und im nächsten Augenblicke wurde der Bär durch die vereinten Kräfte der Draußenstehenden mit mächtigem Ruck von seinem Opfer losgerissen.

Schnell packte ich den Regier und schleifte ihn, da er ohnmächtig geworden war, zum Käfig hinaus. Alfonso war gerettet. Aber wie sah der Mensch aus. Das Fleisch war ihm durchsichtlich vom Körper gerissen worden. Die verblenden Thiere hatten ihn entsetzlich zugefressen.

Nachdem mehrere Wochen vergangen waren und Alfonso einigermaßen wieder hergestellt war, erzählte er mir, daß er, um mich nicht unsere Wette gewinnen zu lassen, da er eingeschlagen hatte, daß ich ihm durch meine Methode weit vorausgekommen war, mehrere Male in meinen Thierkäfig gestiegen war, um den Panther wie auch den Bären durch Mißhandlungen zu reizen und sie auf diese Weise zur Dressur untauglich zu machen. Bei dem letzten Male seien dann die Thiere über ihn hergefallen, um ihm so stark zuzusetzen, daß er wohl für immer sein Gewerbe als Dompteur wird aufgeben müssen.

Und so war es auch. Alfonso ist ein Krüppel geworden, der, lahm und entkräftet, sich durch leichte Handreichungen kümmerlich ernährt. Mein Bär und mein Panther waren jedoch nicht mehr zähmbar. Sie waren zu bösartig geworden, daß sie nur noch als Schaustücke benutzt werden können.

Unsere interessante Wette ist selbstverständlich zu Wasser geworden.

Die Steinmeier jun. zu einer Frau kam.

Steinmeier sen. war ein guter Mann, aber er hatte seine Eigenschaften, und eine davon war die Idee, daß sein Sohn eine weltlichlich entfernte Verwandte, die aber weder er noch der projektirte Bräutigam zu sehen, heirathen sollte. Zu diesem Zwecke war die junge Baise nach der Hauptstadt bestellt worden, und nach dieser That erdumnte Herr Steinmeier sen. Herrn Steinmeier jun. seinen Feldzugplan. Aber da stieg der Papa bei seinem sonst so gefügigen Sohn auf einen ganz bedenklichen Widerstand. „Dienstreue Person lag ich mir nicht aufdrängen, fällt mir gar nicht ein!“ und Steinmeier jun. packte seinen Handkoffer und fuhr heimlich ins Gebirge.

Aber der Himmel war seinem Fluchtversuch nicht günstig. Es regnete, regnete und regnete ohne Ende. Das war nicht auszuhalten. Er packte abermals und begab sich auf den Rückweg.

Und unterwegs — in jene Gegend ging noch keine Eisenbahn, und Steinmeier jun. mußte also mit einem Stiz im Postwagen vorlieb nehmen — unterwegs also sah ihm ein Fräulein entgegen, die ebenfalls allein reiste und ihm auf den ersten Blick so schön und reizend und liebenswürdig erschien, daß er sich kaum an ihr satt legen konnte.

Auch sie schien lebhaftes Wohlgefallen an ihm zu finden, denn sie lächelte ganz unversehentlich zu ihm herüber, so bald er ihr jene kleinen Ritterdienste erwies, welche die einjame Reife im Postwagen zuließ.

Je weiter sie kamen, desto freundlicher gestaltete sich der Verkehr der jungen Leute, und so fand sich Steinmeier jun. bald veranlaßt, seiner neuen Bekannten die trauernde Geschichte seiner aufgebundenen Brautpflicht und Flucht zu erzählen.

„Aber das ist ja entsetzlich!“ rief die junge Dame in heller Entrüstung. „Sie also auch? Sie befinden sich nämlich in ganz gleicher Lage.“

Steinmeier jun. war wie erstarrt. Das Mädchen vor ihm sollte einem anderen gehören; und sein Herz hatte schon Zukunftsträume um sie gewoben, so schön, so süßig, so mädchenhaft, und nun sollte irgend ein häßlicher Vetter — aber nein? es war nicht auszubedenken.

Schon fuhr ein fähiger Gedanke durch sein Hirn. Wie, wenn sie beide mit einander durchgingen! aber ob sie auch wollte? ob sie — ja, da lag der Fall im Pfeffer, die schein so wohl ertragen, so feinz; sie würde nie auf eine solche Zustimmung eingehen. „Aber was wollen Sie thun Fräulein?“ frag er zaghaft.

„O ich bin durchgekrant, als Papa und Mama noch tief in den Federn lagen. Ich sahre jetzt geradenwegs auf einer Pensionatsfreibin, die hat aus Liebe geheiratet, die wird mich schon behalten, bis meine Eltern zur Vernunft gekommen sind.“ Er sah sie verwundert an. „Wie klug doch junge Mädchen sein können.“

„Und wo ist nun das Ziel ihrer Fahrt, wenn ich fragen darf?“

„Die Residenzstadt.“

wiedersehen. Unwillkürlich griff der junge Mann in seine Brusttasche, da brünnen fließen seine Bittentranen. Er wollte ihr doch wenigstens sagen, wie er lieb, was er war. Sie nahm die Karte und sah nicht darauf, ihre Augen standen voll Thränen: „Haben Sie Dank und leben Sie wohl, recht herzlich wohl!“

Er aber neigte sich auf ihre Hand und lächelte sie: „Auf Wiedersehen! ja gewiß auf Wiedersehen!“ Die Klingel erklang, und brinnen nahen einige Schritte und Steinmeier jun. empfahl sich.

Einem Augenblick nachher schloß sich die Thüre und von der schönen Bekannten war nichts mehr zu sehen.

Herr Steinmeier jun. ging also trüblich die Straße weiter, aber ganz in Gedanken an „sie“ versunken, suchte er nicht, wie er sich vorgenommen, einen Gasthof, sondern seine elterliche Wohnung auf.

Erst das lange Gesicht seines Vaters brachte ihn wieder zu sich. Mit Schrecken ließ er eine langatmige Strafpredigt über sich ergehen, und nur die Mittelung, daß die erwartete Baise gar nicht gekommen, beruhigte ihn einigermaßen.

Am nächsten Tage klingelte es an der Hausthüre und da das Dienstmädchen gerade abwesend, öffnete Steinmeier jun. selber die Thüre. Aber wer beschrieb sein Entzücken! sein Ideal in höchst eigener Person stand draußen und lächelte ihm mit seinem holdseligsten Lächeln zu. Sprachlos blickte er ihr in die schmelzigen Augen, sie aber lagte nun aus vollem Hals: „Wissen Sie denn auch, wer ich bin? Ihre gefährlichste, gräßliche Cousine, die Sie betrachten sollen. Ihre Karte hat mir's verrathen!“

Da schlug er die Hände zusammen: „Sie?“ Dann rannte er wie unheimlich ins Wohnzimmer: „Papa, die Cousine ist da und ich will sie — will sie um jeden Preis!“

Der Ate aber erhob sich behaglich vom Sopha: „Nicht wahr, ich habe ja gleich gesagt, es ist eine ganz passende Partie für dich?“

Der letzte Biber.

Im Jahre 1714 schloß Fürst Leopold von Anhalt-Deßau mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel einen Handel ab, wonach er jeden ihm vom Landgrafen überlassenen Rekruten mit einem Biber einzutauschen versprach. Diese kulturgeschichtlich interessante Abmachung ist auch in naturhistorischer Beziehung recht wichtig. Sie beweist, daß die heutige Lage sehr selten gewordene Gattung der Biber zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in Anhalt wenigstens sehr zahlreich vorhanden gewesen sein muß. Auch gegenwärtig bildet dieses Landchen, so schreibt die Tägliche Rundschau, und seine Umgebung noch immer das bedeutendste Anhalt'sche Bibergebiet des Biber, wird aber aller Wahrscheinlichkeit nach in nicht allzu ferne Zeit die letzte der einzige Biber europäischer Erde noch sein, und dem jener menschliche Jäger angetroffen werden kann. Denn der Biber steht auf dem Aussterbepfad.

Selbst in der von Bibern am stärksten besiedelten Gegend Mitteleuropas, an der Elbtrische Magdeburg-Wartburg, ist in jüngster Zeit — namentlich infolge des Hochwassers von 1890 — der Bestand an Bibern von etwa 2000 Stück auf 100 zurückgegangen und wird zweifellos bald weiter abnehmen. Denn die fortschreitenden Uppflasterungen der Elbufer, der immer reger werdende Schiffverkehr, die Umwandlung der unergiebigen Elbufer in ertragsfähige Weiden usw. gefährden die Existenz des kulturwichtigen Nagethieres von Jahr zu Jahr immer mehr, ganz abgesehen von der unabweislichen Verminderung, welche das genus castor erleidet durch Hochwasser, durch Weiderei, durch die Stämme der Fischer, die Otterfellen der Jäger und durch planmäßige Verfolgungskriege, wie deren immer vor wenigen Jahren leider bei Wartburg angezettelt wurden, als sich dort die Biber in einem Ueberdudge eingekerkert und dadurch allerdings die Gefahr eines Deichbruchs bei einbrechendem Hochwasser herbeigeführt hätten.

Aber der oben erwähnten Strecke der mittleren Elbe ist die von Bibern am stärksten besetzte Stelle das Gebiet der anhaltischen Oberförsterei Stehitz. Ein Abschluß von Seiten der Jäger findet hier nicht statt; auf Wunsch des regierenden Landesfürsten läßt man in allen herzoglichen Revieren Anhalt's gegen die seltenen und geschätzten Thiere besondere Humanität walten. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß gegenüber der Abnahme des Biberbestandes an der Elbtrische eine wenn auch geringe Zunahme der Thiere an der Milde Strom aufwärts und abwärts von Deßau stattgefunden hat. Auch in den hiesigen Besitzungen in Preußen wird der Biber geschont.

Bedenkt man, daß auf der herkömmlich kurzen heutzutage von Bibern noch bewohnten Elbtrische zwischen Magdeburg und Wartburg sich die Gebiete mit verschiedener aber gar keiner Schonzeit in buntem Wechsel aneinanderreihen, so wird man ohne weiteres zugeben müssen, daß die Hoffnung, den letzten Bibern das Dasein wenigstens auf Jahrzehnte hinaus noch gesichert zu setzen, auf das geringste Maß herabsinkt. Soll dem vorgebeugt werden, so ist es allerhöchste Zeit, für die Biber eine gesetzlich regulirte, einheitliche Schonzeit einzuführen. Sie müßte mindestens einen Zeitraum von acht Monaten (i. Februar bis 30. September) umfassen und, wie gesagt, schlenkig angeordnet werden, sonst könnte allzu leicht eintritt, was im Herzogthum Salzburg geschehen ist: dort bestimmte das Wildschongesetz vom 28. Mai 1875 eine ausgiebige Schonzeit für das genus castor, aber der letzte Biber jenes Landes hatte schon im Aufgang der Schützen Jahre — geendet.

Die Kunenchrift auf dem menschlichen Antlitz.

Nicht nur die Jahre, sondern auch fast bewegende seelische Zustände hinterlassen auf dem Antlitz ihre Spuren in der Gestalt von Fältchen und Falten, die gewissermaßen eine Schrift bilden, deren Entzifferung nach dem italienischen Gelehrten Mantegazza durch folgenden einfachen Schlüssel möglich ist. In der Regel erscheinen die Runen mit dem Alter von vierzig Jahren. Entzifferte Falten zwischen den Augen deuten auf Nachdenken oder Sorgen. Gebogene Falten der Stirn über der Nasenwurzel und zwischen den oben genannten, senkrechten Falten, sowie wagrechte Stirnrunen verrathen heftige, körperliche oder geistige Leiden, sie sind die Zeichen, welche der Gram gezogen hat. Die so genannten Krähenfüße neben den Augen bezeichnen, daß das vierzigste Jahr überschritten wurde, während die Falten an der Nase, von denen die nach dem Mundwinkel herabziehenden zuerst erscheinen, Zeichen des vorgeschrittenen Alters sind. Ebenfalls sind die Runen der Backen der Höhe der Ohren die Verkünder höheren Alters. Die Falten endlich im oberen Augenlid erzählen von Kummer und Sorge. Maler, welche, um zu schmeicheln, die Runen vertuschen, Photographen, welche die Falten fortzuziehen, isthen die Schrift des Antlitzes aus, deren künstlerische Wiedergabe einem Porträt geistiges Gepräge giebt. Daher kommt es, daß ein mit allen Details gemalter Charakterkopf durch seine Wahrheit anziehend wirkt, wogegen ein „verschöntes“ Gesicht fast läßt und geschlos erscheint, weil ihm die Kunenchrift fehlt, die das Leben darauf schrieb.

Ein römisches Bauwerk in Blankenheim.

Das eiselfeldliche Blankenheim, bisher bekannt wegen seiner schönen Gebirgslage und seiner interessanten Burgruinen, erfreut sich jetzt auch neuerdings offengelegter Römerbauten. Nachdem man im Distrikt Allen in unmittelbarer Nähe des Städtchens an Mauern gestoßen war, gab der Kaufmann Walsong die Anregung, daß der Direktor des Provincial-Museums, Herr Klein, an jener Stelle unter Leitung des Direktorial-Assistenten, Archäologen Könen, weitere Ausgrabungen vornehmen ließ. Schon sind bauliche Anlagen von 78 Schritt Breite und 40 Schritt Tiefe bloßgelegt. In der Nähe der Umfassungsmauer gemauert man einen Kolossalbau; man sieht schon die Grundmauern von großen Sälen, Zimmern und Gängen. Besonders Beachtung verdienen die bis jetzt aufgedeckten Atrienräume, die mit den anschließenden Heizanlagen zum Theil sehr gut erhalten sind. Durchschnittlich sind alle Räume bemalt. Die Farben sind sehr schön. Schöne Silbermünzen und Beschätze, die bis jetzt gefunden worden, lassen auf das zweite bis vierte Jahrhundert schließen. Einzelne sehr interessante Fundstücke sind in dem nahe an der Ausgrabungsstelle gelegenen „Eiseler Hof“ zur Behütung ausgestellt.

Auf dem Lande.

Ein Beamter machte mit seiner Familie eine Barkpartie; als sie sich einem kleinen Dorfweirthe hause näherten, entstand unter der vergnügten Gesellschaft der allgemeine Wunsch nach Kaffee. „Nun, das wird hier aber schönes Zeug von Kaffee sein!“ meinte vorzüglich die Frau des Beamten. „O, ich hab' Vertrauen“, versetzte legerer; „aber laß mich den Kaffee bestellen!“ Gesagt, gethan. Der Beamte betrat den Weirthe. „Lieber Herr, haben Sie nicht gute Cichorien?“ „Gewiß, mein Herr!“ „Bitte, bringen Sie mir doch gefälligst, was Sie davon besitzen!“ Der Weirthe brachte drei oder vier Pakete. „Ist das Alles?“ — „Ja, ein Stüchchen ist noch da.“ — „Auch um das Stüchchen bin ich!“ Der Weirthe brachte verwundert das Gemüthsstück, der Beamte bezahlte die Cichorien. „So, nun bitte, lassen Sie uns drei Portionen guten Kaffee bereiten!“ Es geschah, und der Kaffee war vorzüglich. Nachher kaufte der Weirthe auch gern die Cichorien zurück, und es wurde lässlich gelaßt.

Gute Antwort.

Jean Paul hatte eine Kabinen bei dem König von Preußen. Nach derselben fragte ihn ein hochgeachteter Beamter, ob Seine Majestät nicht Kaffee gemessen sei. — „Gewiß!“ rief Jean Paul, „gählig gegen mich? Bin ich denn ein Verbrecher?“

Vorsichtig.

Ein Hochzeitsgast (zum Vater der Braut): „Nun, Sie haben sich einen schönen Schwiegersonn ausgesucht. Ein Mensch, der ein notorischer Spieler ist!“ Der Vater (erschreckt): „Was sagen Sie?“

Der Gast: „Jawohl! Dieser Mensch hat Ihre Tochter nur zur Frau genommen, um mit der Mitgift seine Schulden zu bezahlen!“

Der Vater: „Weshalb haben Sie mir dies nicht früher gesagt?“

Der Gast: „Weil er mit 2000 Mark schuldig ist.“

Schlau.

Ein etwa achtjähriger Knirps steht an einem Hause beim Griff der Hausglocke und heult. Ein mittelbiger Herr tritt heran und fragt, warum er weine. Es erfolgt die prompte Antwort, die Klingel hänge zu hoch, und er könne sie nicht erreichen. Kräftig lüftet der gefällige Herr, der Junge aber antwortet: „Nun wollen wir aber ausreifen, so ist er gegen wir alle beide Keile!“

Großartige Leistung. „Was halten Sie von dem Photographen Müller? macht er gute Bilder?“ — „Vorläufig; ich kann Ihnen sagen, der hat sogar meiner Schwiegertochter ein freundliches Gesicht abzugewonnen gemußt!“

Uha. Onkel: „Was? Du brauchst schon wieder Geld. Aber beherzige doch nur einmal das Sprichwort: Spare in der Zeit, so hast Du in der Noth!“

Weste: „Möchte es garn, lieber Onkel, aber wie soll man das machen, wenn man immer nur in der Zeit der Noth ist?“

Auch ein Uebel. Weirthe: „Nun, wie schmeckt Ihnen mein Wein?“

Gast: „N. Glück ist's, daß er nach'm Hroffen schmeckt, sonst wär' er total geschmacklos.“

Unverdienter Tadel.

Mann (wähnt): „Es ist wirklich großartig, jetzt fehlt mir schon vier Wochen hier am Beck ein Knopf!“ Frau: „Was nicht Dir der Knopf? Des Knopfschloß ist ja ausgerissen!“

Weiter nichts.

Dame: „Ich möchte gern Unterricht im Reken nehmen, Herr Professor; wie würden Sie mir das Honorar berechnen?“

Maler: „Ja mein Fräulein, es ist zu spät für Sie, jetzt erst anfangen, wenn Sie was Ernsthafte schaffen wollen.“

Dame: „Ach, das will ich ja gar nicht, ich will nur so viel lernen, daß ich nachher Unterricht geben kann.“

Zweideutige Kritik.

Komponist (welcher einem Professor seinen Trauermarsch vorgespielt hat): „Nun Herr Professor, wie finden Sie meinen Trauermarsch?“

Professor: „Om, Om! Er ist sehr traurig.“

Lustschloffer.

Student A.: „Ein guter Kerl, der Gerichtlich-Vollzieher Müller!“

Student B.: „In der That, wenn ich mal das große Loos gewinne, schaffe ich mir extra ein feines Mobilier an, daß er einmal nach Bergensluft bei mir pflanzen kann.“

Immer Sportsmann.

Stotternder Herr (in der Apotheke hypermanganfarbnes Kali verlangend): „Hyp — hyp — hyp —“

Phosphor (eifriger Aukterer, in heller Begeisterung): „Hu — rah!“

Servitilg.

Zimmergast: „Allo, Johann, morgen brauchen Sie mich nicht aufzusuchen.“

Hoteleier: „Wird pünktlich besorgt werden, gnä' Herr!“

Genauer Bescheid.

Fremder: „Wie heißt Du denn Junge?“

Guernjunge: „Beim Herrn Pfarrer Johanes, beim Bata Hannes, bei der Maatta Hansete, bei dem Bauern Hannes, bei dem Buben Hans, beim Herrn Lehrer Hanschen und beim Herrn Grafen Jean!“

Der geplagte Vegetarier.

Feldwibel: „Der Vegetarier Schütz kann den Bauch nicht zurücknehmen; hat wohl heut wieder zu viel Kräuter gefressen!“ (Brüllen): „Eimjähriger Schütz, so fressen Sie doch endlich Ihre Botanikstrummel ein!“

Unspottend.

Junge Frau (in der ersten Woche nach der Hochzeit): „Beimal in der Woche hast Du Stettabend, zweimal Kegeleabend und zweimal müßt Du in den Verein; da bleibst wohl nur der Sonntag für mich übrig!“

Mann: „Allerdings, Schatz! Aber Du kannst Dich darauf verlassen, an diesem Tage komme ich auch mindestens eine ganze Stunde früher aus der Kneipe!“

Sparfam.

Erster Höflich (auf dem Ball): „Nun, Herr Kamerad — werden Sie nicht den einjeligen Balzer tanzen?“

Zweiter Höflich: „Ne, ich reiche sonst mich mit meinem Unterhaltungsfloß.“

Fatale Auskunft.

Gräßliche Frau: „Haben Sie schon mal in dem neuen Restaurant zur ‚Wolfschänke‘ zu Abend gegessen, Herr Aescher?“

Herr: „Gewiß, vergangenen Sonntag erst.“

Gräßliche Frau: „Der vergangenen Sonntag — da haben Sie doch bei uns zu Abend gegessen?“

Herr: „Stimmt! Zu der Wolfschänke war ich nachher.“

Entweder — oder.

Forstmeister (der eine Richtung halb umgewandt steht): „Das waren entweder Wildsau oder Botaniker!“